

wo man mit beiden zugleich eine Kommunion feiert: „Das ist mein Leib und mein Blut. Davon sollt ihr essen und trinken, dann werdet ihr von mir leben.“

Mythus und Wirklichkeit

Von Anton Koch S. J.

Alfred Rosenberg hat in seiner Streitschrift „An die Dunkelmänner unserer Zeit“ eine „Antwort auf die Angriffe gegen den „Mythus des 20. Jahrhunderts““ gegeben. Seine Antwort, deren privaten, nicht parteiamtlichen Charakter er wiederum, wie im „Mythus“ selbst, gleich zu Beginn der Darlegungen ausdrücklich betont, ist in erster Linie bestimmt, den Vorwurf mangelnder Wissenschaftlichkeit zu entkräften, den Rosenberg insbesondere von den Verfassern der „Studien“ gegen sich und sein Werk erhoben sieht. Wenn nun hier zu dieser Streitschrift und damit noch einmal zu einzelnen Fragen des „Mythus“ Stellung genommen wird, so geschieht das nicht um der „Studien“ und ihrer Verfasser wegen — diese werden sich selbst zu verteidigen wissen —, auch nicht um einen unfruchtbaren Streit um den Begriff „Wissenschaftlichkeit“ weiterzuspinnen, sondern von einer ganz andern Fragestellung aus, jener sehr schlichten und einfachen, die den gläubigen Christen und den christlichen Deutschen allein beschäftigt und die mich auch veranlaßt hat, meine Broschüre „Der neue Mythus und der alte Glaube“ herauszugeben — der Frage nämlich: Ist das Bild, das der „Mythus“ von der Kirche und dem geschichtlichen Christentum zeichnet, ein Bild der Wirklichkeit oder ist es das nicht? Man sieht den Unterschied: Es ist an sich sehr gleichgültig, ob ein Werk von seinen Zeitgenossen die Note „wissenschaftlich“ erhält oder nicht, wenn es nur zur Wirklichkeit der Dinge durchstößt, in diesem Fall — wo es sich um geschichtliche Größen und Werte handelt — zur geschichtlichen Wirklichkeit von Christentum und Kirche. Richtig ist dabei allerdings, daß echte Wissenschaft gerade dieses Ziel als ihr oberstes Anliegen betrachtet: Erfassung der Wirklichkeit, und daß sie um dieses Zieles willen aus der Natur ihres jeweiligen Forschungsgegenstandes heraus sich feste Arbeitsregeln und Gesetze geschaffen hat, die man nur um den Preis einer Sünde an der Wirklichkeit beiseitesetzen kann. Einem Fachmann gehen diese Regeln und Gesetze von selbst in Fleisch und Blut über, ein genialer Außenseiter wird ihnen mit traumhafter Sicherheit bei seinem Werke folgen, ein anderer setzt sich kühn über sie hinweg und — geht zu Grunde. Denn es ist nun einmal so, wie ein in deutschen Fachkreisen bekannter Physiker seinen Hörern zu sagen pflegte, sooft er eines der großen physikalischen Gesetze des Kosmos experimental nachgewiesen hatte: „Meine Herren, das Hartnäckigste, was es auf dieser Welt gibt, sind die Tatsachen. Man kann sie fortwünschen, man kann sie fortwischen, man kann sie leugnen — sie sind aber da, sie kümmern sich nicht um unsere höchst persönlichen Meinungen. Die Tatsachen leben, auch wenn wir schon lange tot sind!“

Nur um der Tatsachen willen, um der geschichtlichen Wirklichkeit willen wird hier das Wort zu den „Dunkelmännern“ ergriffen, nicht etwa „um einer fadenscheinigen, aber sich um so überheblicher gebenden ‚Gelehrsamkeit‘ einen Respekt zu erweisen, den sie nicht verdient“⁴ (die Kleinziffern bezeichnen die Seiten der Broschüre Rosenbergs), auch nicht aus öder Beckmesserei, die ihre Freude daran findet, einem unbequemen Rivalen am Zeug zu flicken, und erst recht nicht im Sinn „getarnter Politik“, die, wie man heute gerne sagt, den „Mythus“ nennt und die Regierung meint. Es geht einfach um die urmenschliche Frage: Gibt Rosenberg dem Leser die Gewähr, daß er ihm sein Geschichtsbild der christlichen Vergangenheit glauben kann — oder gibt er sie nicht?

Dazu die folgenden Gedanken, die jedem die Urteilsbildung tunlichst selbst überlassen wollen.

Die Quellenfrage.

Die ersten Quellen. Eine Darstellung der Geschichte ist ohne Benützung der geschichtlichen Quellen nicht denkbar. Echte Historie setzt ihr Bemühen darein, die ursprünglichen, ersten Quellen in möglichster Vollständigkeit zu erfassen, weil sie weiß, daß sich das Bild der geschichtlichen Wirklichkeit überhaupt nur auf Grund solcher ersten Quellen über die Jahrhunderte zurück mit einiger Sicherheit darstellen läßt.

Sehr gut äußert sich darüber ein mit „St.“ gezeichneter Artikel „Nationalsozialistischer Geschichtsunterricht“ in der 135. Ausgabe des „Völkischen Beobachters“ vom 15. Mai 1935, dessen hier einschlägige Ausführungen im Zusammenhang gehört zu werden verdienen: „Nicht alles, was sich als geschichtliche Wissenschaft bezeichnet, hat den Anspruch auf diesen Ehrentitel, weil es entweder in Oberflächlichkeit über die wirklichen Probleme hinweggleitet oder die halbwissenschaftliche Form zum Deckmantel für einen gefährlichen Subjektivismus macht (Sperungen wie im Original). Wenn ein Haus von Grund aus falsch angelegt ist, wird es schon beim Bau zusammenstürzen. Papier aber ist geduldig, und Bücher bringen es manchmal auf eine Lebensdauer, die zu ihrem Gehalt in einem seltsamen Mißverhältnis steht. Wir können in dieser kurzen Arbeit nicht eine Gegenüberstellung der guten und unbrauchbaren Historiker bringen und beschränken uns darauf, das Entscheidende festzulegen: ein Geschichtsschreiber wird um so mehr Glaubwürdigkeit genießen dürfen, je enger er sich an die Quellenliteratur hält, je mehr er sie selbst in seinem Werk verwertet.... Was in der Literaturgeschichte längst eine Selbstverständlichkeit geworden ist, die Dichter selbst zu lesen, statt sich seine Weisheit aus Büchern über sie zusammenzusuchen, sollte auch in der reinen Historie richtunggebend werden. Es mag zunächst unbequem und schwierig sein, in alten Chroniken und Annalen zu lesen, aber es lohnt sich auf die Dauer und führt den Menschen, der sonst immer in Gefahr ist, die Ansicht eines andern auf Treu und Glauben zu übernehmen, zum unmittelbaren Erlebnis der Geschichte und damit zum eigenen Urteil.“

Hier kann man jeden Satz unterschreiben. Wie steht es aber nun, wenn man, diese Ausführungen vor Augen, an eine Prüfung der „Dunkelmänner“ geht? Es ergeht einem ganz wie bei der Lektüre des „Mythus“ selbst: man kommt zu dem Eindruck, daß Rosenberg aber auch kein einziges geschichtliches Urteil, das er fällt, keine einzige Tatsache der Vergangenheit aus den ersten, ursprünglichen Quellen der Geschichte geschöpft hat, mit andern Worten, daß er nirgendwo zum „unmittelbaren Erlebnis der Geschichte“ vordringt, sondern überall „die Ansicht eines andern auf Treu und Glauben“ übernimmt. Er zitiert eine Unmenge moderner und veralteter Autoren (s. unten) — aber daß er auch nur einmal versucht hätte, „in alten Chroniken und Annalen“ zu lesen, dafür fehlt jedes Anzeichen, in den „Dunkelmännern“ wie im „Mythus“.

Ein kleines Beispiel nur, wie sich ein solches Verfahren auf Schritt und Tritt auswirkt: Emmeram. Rosenberg folgt hier einfach seinem Gewährsmann J. N. Sepp. Daß seit dem Erscheinen des Werkes „Der Bayernstamm“ (1882), das sich gleich auf dem Titelblatt als „Kampfschrift gegen Czechen und Magyaren“ ankündigt, allerlei geklärt, daß sich insbesondere die Quellenlage in Sachen Emmerams wesentlich gebessert hat, bleibt unberücksichtigt. Und doch hat Sepps eigener Sohn, Bernard Sepp, die Hauptquelle für das Leben Emmerams, die sog. Vita Arbeonis, zuerst in kritischer Ausgabe zugänglich gemacht (Analecta Bollandiana III, 1889) — derselbe Sohn, der seinem eigenwilligen Vater in mehr als einem Punkt aus besserer Quellenkenntnis entgegentrat (vgl. Dr. Joh. Nep. Sepp [Regensburg 1916] 39 u. 42) —, während Bruno Krusch 1902 die verschiedenen Fassungen der Vita in den „Monumenta Germaniae historica“ herausgab. Rosenberg hat diese Quellenwerke nicht benützt, er hat sich, wie gesagt, an die überlebte Darstellung J. N. Sepps gehalten und glaubt damit der „altbayrisch-christlichen Überlieferung“²⁸ zu folgen. Selbst wenn man annimmt, daß Ardeo legendäre Züge in sein Leben Emmerams aufnahm — was sogar sicher ist —, bleibt der Darsteller nicht der Pflicht enthoben, auf ihn zurückzugehen, am allerwenigsten darf er neue Legenden dazuerfinden, wie es Sepp und, ihm nach, Rosenberg tun. Hier zwei Züge: Rosenberg schreibt, genau nach Sepp, daß Emmeram sich bemüht habe, sich bei den Frauen beliebt zu machen. Was bleibt von dieser raschen, kleinen Verdächtigung, die Rosenberg zum Beweis für die Schuld des Heiligen braucht, am Ende übrig, wenn man zur Quelle zurückgeht? Ardeo schreibt: „Er [Emmeram] war ungemein leutselig [conversabilis] sowohl mit Männern wie mit Frauen und floßte allen und jedem, so gut er es vermochte, [heilsame Lehre] ins Herz.“ Sepp hat aus einem Zug allgemeinen seelsorgerlichen Bemühens eine Pikanterie gemacht — und Rosenberg hat sie aufgegriffen, wohl deshalb, weil ja Emmeram ein „Jude“ war. Nun hat sich Sepp gerade in diesem Punkt von seiner Vorliebe fürs Hebräische, dem er seit seinem 13. Lebensjahr zusetzen war (siehe Lebensbeschreibung, a. a. O. 21), einen fatalen Streich spielen lassen, indem er den Namen Emmeram mit dem hebräischen Amram in Zusammenhang brachte. Er hätte dies sicher nicht getan, wenn er gewußt hätte, daß sämtliche Urquellen, vor allem die alten Martyrologien,

ohne Ausnahme in irgend einer Form den altdeutschen Namen des Heiligen Haineram bezeugen und von der verderbten Form Emmeram, geschweige denn von Amram, überhaupt nichts wissen. Rosenberg folgt J. N. Sepp aber auch hier, ebenso wie z. B. bei der angeblichen Legende von der wunderbaren Fahrt des Leichnams donauaufwärts, von der die erste Quelle noch absolut nichts weiß. Kurz: man lese einfach den ganzen Bericht bei dem quellenkundigen Bernard Sepp nach, und man weiß, wer in diesem Streit Sepp jun. gegen Sepp sen. recht hat. Damit ist auch das Urteil über Sepp-Rosenbergs Emmeram-Legenden klar. Und zugleich das obige allgemeine Urteil über die Benützung der ersten Quellen, wenigstens in diesem Fall — einem unter vielen andern — gerechtfertigt.

Andere „Quellen“. So grundsätzlich ein echter Wissenschaftler sein Werk aus ersten Quellen schöpft, er kommt doch schon rein handwerklich immer wieder in die Lage, auch abgeleitete Quellen benützen zu müssen. Freilich ist es in diesem Fall die selbstverständliche Pflicht jedes wissenschaftlich Arbeitenden, daß er Quellen dieser Art nach ihrem inneren Wert sichtet und auswählt. Ein echter Historiker wird, durch Instinkt und Erfahrung geleitet, von vornherein alle jene „Quellen“ ausscheiden, die den Stempel der Unzuverlässigkeit usw. an der Stirne tragen. Wer sich darüber näher unterrichten will, greife zu dem Werk meines ehemaligen Lehrers Alfred Feder S. J., Lehrbuch der geschichtlichen Methode, das auf 360 Seiten praktisch nur die historische Quellenlehre bietet und dessen Bewältigung u. a. zu dem „jesuitischen Geistesmartyrium“ gehörte, das eine „Sorte Leute“⁶⁵ wie ich durchzumachen hatte.

Wie steht Rosenberg zu diesem an sich doch wiederum selbstverständlichen Grundgesetz einer wirklichkeitsbeflissenen Geschichtsdarstellung? Ich hatte mir erlaubt, auf den zweifelhaften Wert einiger Haupt„quellen“ hinzuweisen, aus denen er schöpft. Rosenbergs Antwort besteht darin, daß er diese „Quellen“ mit verstärktem Nachdruck in Schutz nimmt und gegen jedes Wort der Kritik protestiert. Hier noch einmal einige Einzelheiten.

Hoensbroech. Rosenberg nennt seine Werke über das Papsttum und über den Jesuitenorden eine notwendige Quelle⁶⁶, deren genau belegte und unantastbare Angaben noch keine Gelehrtenversammlung habe widerlegen können⁶⁷. Es wäre aber auch interessant, die Gelehrtenversammlung kennen zu lernen, die sich heute noch mit den Elaboraten eines Hoensbroech beschäftigte! Rosenberg übersieht, daß schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht etwa ein Jesuit, sondern ein erklärter Freigeist, der er damals war, nämlich Viktor Naumann, aus einfachster deutscher Wahrfähigkeit sich gegen die ungeheuerlichen Fälschungsmethoden des Grafen aufgebäumt und diese in seinen Werken „Quos ego“, „Was ist Wahrheit“, „Der Jesuitismus“ unbarmherzig entlarvt hat. Nicht ein Jesuit, sondern dieser Freigeist schrieb in seinem „Quos ego“ dem Grafen die Worte ins Stammbuch: „Protestantische wie katholische Forscher haben gleichmäßig nachgewiesen, daß Graf Hoensbroech ohne Angabe der Quellen ungezählte Autoren geplündert hat, daß er falsch zitiert, daß er falsch übersetzt, daß er Tatsachen, die er wissen mußte, verschweigt und entstellt.“ Er nennt den Grafen einen „ganz erbärmlichen Abschreiber, der noch nicht einmal

richtig ab- und ausschreiben kann, der nichts weiter zu tun hat als Kehrlicht aus allen möglichen dunkeln Winkeln herbeizufegen“, und belegt diese bitteren Sätze am Schluß seiner Kapitel mit einer unabsehbaren Reihe von Beispielen.

Der Graf, der sich durch seine traurige Fahnenflucht ganz gegen seine eigenen hochgespannten Erwartungen die Türen gerade der Kreise, in die er sich gerne gedrängt hätte, verschlossen sah, hat sich um so intensiver schriftstellerisch betätigt und wurde so für manche zur notwendigen Quelle, einer Quelle freilich, bei der nach Ansicht eines Fachhistorikers kein einziges Zitat wissenschaftlich berücksichtigt werden kann, wenn es nicht anderweitig unanfechtbar festgestellt ist (vgl. diese Zeitschrift Bd. 118 [1929] 142).

Ein Beispiel zum Beleg: Rosenberg fragt, weshalb ich nicht auf das Wort des Generals Nickel eingehe, der vom Nationalgeist als dem geschworenen und erbittertsten Feind der Gesellschaft Jesu spreche⁹⁰. Gut, ich gehe darauf ein: Rosenberg hat sein Wissen von diesem Generalsbrief aus Hoensbroechs Werk „Der Jesuitenorden“ (II 226 f.); denn er zitiert genau nach Hoensbroech — in Anführungszeichen! — einen Satz des Ordensgenerals, den dieser in seinem Brief überhaupt nicht geschrieben hat. Die Sache ist so: Hoensbroech hat, wie unzählige Male so auch hier, den Inhalt des Briefes nach eigenem Gutdünken zusammengefaßt und diese seine Wiedergabe einfach in Anführungszeichen gesetzt. Und so hat Rosenberg den Fund von ihm übernommen. Der ganze Brief, wenige Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg geschrieben, nimmt Stellung gegen ein Übel der Zeit, das man am besten mit der schweizerischen Bezeichnung „Kantönligeist“ oder Kirchturmpolitik benennen könnte und das in der damaligen Epoche der Klein- und Kleinststaaterie naturgemäß besonders in Blüte stand, ein Übel übrigens, das gerade der Nationalsozialismus in Deutschland zu bekämpfen nicht müde wird. Das ist der Sinn des Briefes, den man in der Sammlung der Generalsbriefe (*Epistolae Praep. Generalium S. J.*) in jeder großen Bibliothek nachlesen kann. In dem Artikel Hoensbroechs aber ist auch nicht ein einziger Satz des Briefes richtig und genau wiedergegeben — trotz der Anführungszeichen. Das ist Hoensbroech als „Quelle“.

Chamberlain. Hier beklagt sich Rosenberg, daß ich es wage, dem Verfasser der „Grundlagen“ einen aller Wissenschaft hohnsprechenden Dilettantismus vorzuwerfen, ohne „auch nur den geringsten Nachweis“ dafür zu erbringen⁹¹. Nun habe ich unmittelbar nach diesem Urteil ausdrücklich auf den fünfzehn Seiten langen Artikel von Stanislaus v. Dunin Borkowski verwiesen, wo dieser universale Geist vernichtend mit den Unzulänglichkeiten des Werkes ins Gericht ging. Wenn Rosenberg von „Geisteszwergen“ spricht⁹², die es wagten, an Chamberlain Kritik zu üben, so kann man diesen Ausdruck wohl kaum auf Dunin Borkowski anwenden, dessen Werke aus der Theologie, Philosophie, Geschichte und Pädagogik wohl jeden Vergleich mit Chamberlain bestehen können. Wenn aber Rosenberg sich schon darüber erregt zeigt, daß man Chamberlain überhaupt Dilettantismus vorzuwerfen wage, so müßte er doch wissen, daß Chamber-

lain selbst sofort auf der ersten Seite der Vorrede zu seinen „Grundlagen“ ausdrücklich seinen „Dilettantismus“ bekennt und schon in den ersten Zeilen dieser Vorrede betont, er hätte gar nicht gewagt, ein solches Werk in Angriff zu nehmen, wenn ihm nicht das Bewußtsein, „ein ungelehrter Mann“ zu sein, den Mut dazu gegeben hätte. Die Kritik um Chamberlains Werk wieder aufzuwärmen, hat keinen Sinn: die Dilettanten schwärmten, die etwas von der Sache verstanden, gingen über das Buch zur Tagesordnung über. Karl Joël z. B., der für die Eigenart und die starken Seiten des Werkes durchaus Verständnis zeigte, kam in seiner Besprechung (Sonntagsbeilage zur „Allg. Schweizer Zeitung“, 1899, Nr. 38—42) doch zu dem Schluß, daß es sich hier um ein im tiefsten Grunde unwissenschaftliches Werk handle; sein wirklicher Dilettantismus liege in der Ungelehrigkeit, Unempfänglichkeit und Intoleranz seines Verfassers gegen jede Ansicht, die sich nicht mit seiner höchstpersönlichen Auffassung decke. Hier noch eine andere Bemerkung: Chamberlain hat von Deutschland aus im Weltkrieg sein Geburtsland in der schwersten Weise geschmäht. Auch wenn man noch soviel Verständnis hat für Chamberlains geringe Sympathien gegenüber seinem Geburtsland: Ist eine solche Handlungsweise — Chamberlain konnte doch wenigstens schweigen, wenn er das Vorgehen Englands nicht zu billigen vermochte! — eine charakterliche Empfehlung oder ist sie es nicht? Die Antwort gebe der Leser.

Und nun noch eine allgemeine Frage: Was würde Rosenberg sagen, wenn ihm jemand den Vorschlag machte, er solle eine Geschichte der Partei in Auftrag geben, jedoch unter der Auflage, daß das Material zu ihr ausschließlich von Emigranten, Abtrünnigen und von der Partei Ausgeschlossenen geliefert werden dürfe? Würde er sich wohl aus solchen „Quellen“ ein Bild der Wirklichkeit erwarten? Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Nur für die Kirche und ihr Christentum liegen die Gesetze zur Ermittlung der Wahrheit für Rosenberg umgekehrt: alle, die ihr angehören und von innen heraus ihre Geschichte schreiben, sind von vornherein notorische Fälscher, Heuchler, Scheingelehrte — und die Hoensbroech, die Chamberlain, die Pfaffenspiegel-Corvin usw. geben die Wirklichkeit.

Die Arbeitsweise.

Zitate. Nun zitiert Rosenberg, besonders in seinen „Dunkelmännern“, hie und da zum Beleg seiner Aufstellungen im „Mythus“ tatsächlich auch katholische Forscher. Die Untersuchung dieser Zitate ist aufschlußreich für Rosenbergs Arbeitsweise. Er bringt z. B. Steinbüchels Ausführungen über das mittelalterliche Hexenunwesen⁶⁴ (nebenbei stimmen beide angegebenen Seitenzahlen nicht) — die beiden Stellen aber, wo Steinbüchel von dem germanischen Untergrund des Hexenwahns spricht, verschweigt er; denn sie passen nicht, obwohl sachlich vollkommen richtig, zu seiner rassenmythologischen Gewaltthese vom etruskisch-syrisch-afrikanischen Ursprung des Hexenglaubens. Er bringt zum Beleg eine Stelle aus A. Dempf über Eckehart⁶⁷; daß dieser Forscher zu vollkommen andern

Ergebnissen über Eckehart kommt als er, verschweigt er. (Zum Fall Eckehart vgl. übrigens den Beitrag von K. Kindt, „Meister Eckehart und das junge Deutschland“ in der „Neuen Literatur“, März 1935, der mit aller Schärfe Eckehart als Deuter und Vorbild nordischen Wesens vom nationalsozialistischen Standpunkt aus ablehnt). Hallers Hypothesen über den Ursprung des Papsttums werden ausführlich wiedergegeben¹⁸ —, daß Haller wichtigste entgegenstehende Argumente einfach unter den Tisch fegt, daß die Mehrzahl selbst der protestantischen Kirchengeschichtler von erstem Rang in wichtigen Punkten ganz anderer Meinung sind als Haller, bleibt dem Leser der „Dunkelmänner“ ewig verborgen, wenn er es nicht auf anderem Wege erfährt*.

Um seine Behauptungen über die Etrusker nach dem Ausfall Grünwedels besser zu stützen, bemüht Rosenberg aufs neue K. O. Müller, der 1840, also vor bald hundert Jahren starb. Mittlerweile hat die Wissenschaft schließlich doch einige Fortschritte gemacht, nicht nur hinsichtlich der Etrusker**, sondern z. B. auch in Betreff des Phalluskultes, von dem anscheinend auch Rosenbergs anderer Gewährsmann, Franz Altmann, nicht weiß, daß er in Rom genau so wie in Etrurien, in Athen genau so wie in Jütland (vgl. das Götzenbild aus dem Broddenbjærgmoor bei Asmild) oder im nordischen Tempel von Upsala heimisch war — und wahrhaftig in Formen, die das alte Etrurien nicht überboten hat. Daß es vertriebene Etrusker waren, die den Kult nach Viborg oder Upsala verpflanzten, muß zwar nach Rosenbergs Voraussetzungen angenommen werden, bleibt aber religionsgeschichtlich etwas zweifelhaft.

Berichtigungen. Auf die mannigfaltigen Ausstellungen der Kritik ist Rosenberg insofern eingegangen, als er in einem kleinen Absatz fünf Fehler zugibt: zwei Gedächtnis-, einen Flüchtigkeits- und zwei Druckfehler. Leider unterläuft ihm, noch indem er sich verbessert, schon wieder ein neuer Fehler. Er schreibt: „Der Kirchenhistoriker heißt natürlich Merx und nicht Merk“⁶⁶. Nun muß man nur einmal einen einzigen Band von Merx in der Hand gehabt haben, um auf den ersten Blick und unverlierbar zu wissen, daß Merx niemals Kirchenhistoriker war und sein wollte, sondern einen sprachwissenschaftlichen Kommentar zum Neuen Testament schrieb. Rosenberg scheint der Überzeugung zu sein, diese Aufzählung seiner geschichtlichen Irrtümer sei vollzählig, was jeden, der auch nur die bescheidenen Hinweise meiner Broschüre gelesen hat, in Erstaunen setzen

* Vgl. zu diesem Thema die kleine, eben erschienene Gegenschrift von K. Pieper, Die angebliche Einsetzung des Petrus? Eine Antwort an A. Rosenberg (24 S.) M —.30. Kirchliches Amtsblatt für die Diözese Paderborn.

** Vgl. Gustav Herbig, Die Geheimsprache der *Disciplina Etrusca*, München 1923: „Ein in seiner guten Zeit heroisches Volk, das auch seinen Tag in der Geschichte gehabt und das Morgenrot der ersten griechischen Renaissance in Italien heraufgeführt hat, darf nicht nur nach seinem Zusammenbruch und nicht nur nach den Typen seiner Schieber und Schlemmer beurteilt werden, damals so wenig wie heute“ (24). — Wer jemals die Kunstdenkmäler im Etruskischen Museum zu Florenz unbefangen auf sich wirken ließ, wird diese Worte voll unterschreiben. Verdankt doch selbst das völkerbeherrschende „nordische“ Rom sein eigentliches Wahrzeichen, die Kapitolinische Wölfin, ausgerechnet der etruskischen Kunst.

wird. Daß er aber auch noch andere Wege einer stillschweigenden Korrektur kennt, zeigt etwa das Beispiel der deutschen Predigt im Mittelalter. Im „Mythus“ hatte er behauptet, erst die religiöse Bewegung des 13. Jahrhunderts habe die Predigt in deutscher Sprache ertrotzt. Ich wies nun Rosenberg darauf hin, daß schon im 10. Jahrhundert geradezu von einem Höhepunkt der deutschen Predigt auf deutschem Boden gesprochen werden könne. Es scheint, daß dieser Hinweis Eindruck machte; denn in den „Dunkelmännern“ lesen wir nun auf einmal: „Die deutsche Kirche ... war zu Beginn des 10. Jahrhunderts völlig unabhängig von Rom... Die deutsche (von Rosenberg gesperrt) Predigt beherrschte den ganzen Gottesdienst...“⁴⁵ Das ist freilich weit mehr, als ich erwartet, ja als ich vor der Geschichte zu verantworten gewagt hätte; denn die neue Behauptung ist nun ebenso falsch wie die alte: den ganzen Gottesdienst „beherrschte“ die Predigt, auch die deutsche, damals so wenig wie heute in der katholischen Kirche. Nur das eine blieb: der Hieb gegen „Rom“ — und der trifft daneben.

Neue Legenden. Wie wenig es Rosenberg auf geschichtliche Wirklichkeit ankommt, sieht man am besten daran, daß er sogar um die unmittelbarste Gegenwart bereits Legenden spinnt, für die er keine Rechenschaft zu geben vermag. Wieder nur einige Proben: Er läßt mich in verschiedenen römischen Zeitschriften gegen seinen „Mythus“ schreiben⁸¹ — der Grund ist einleuchtend —, und doch habe ich nur in einer einzigen dazu Stellung genommen, nämlich in der vorliegenden. Die „Studien“ sollen meine Arbeit „befruchtet“ haben — dabei war mein erster grundlegender Artikel längst gedruckt, bevor ich die „Studien“ zu Gesicht bekam. Peter Lippert wird unter Angabe einer Nummer der Kölnischen Zeitung eines heimtückischen Angriffs gegen Rosenberg bezichtigt⁸² — Peter Lippert hat, wie er aufs bestimmteste erklärt, niemals, in keinem Zusammenhang und in keiner Anspielung, auf Rosenberg Bezug genommen, und wenn man die Kölnische Zeitung nachschlägt, findet man — nichts.

Kleinigkeiten, wird Rosenberg sagen, „Flüchtigkeiten“! Gewiß, aber sie runden das Bild der Arbeitsweise des Mythologen ab und weisen auf das Tiefere hin, das dahinter steht.

Grundsätzliches.

Rosenberg schreibt einmal⁶, die Grundbehauptung und Grundforderung des „Mythus“ würde durchaus bestehen bleiben, selbst wenn sein ganzer historischer Beweis in allen Punkten zu widerlegen wäre. Nun ist es zwar theoretisch wahr, daß eine Behauptung richtig sein kann, auch wenn alle für sie vorgebrachten Beweise falsch sind; praktisch aber ist es so, daß ein vernünftiger Mensch einer Behauptung, deren Beweise sich sämtlich als falsch erweisen, bis zur besseren Begründung keinen Glauben schenkt. Wie liegt der Fall bei Rosenberg?

Wir haben auch im Verlauf dieser Darlegungen wieder gesehen, welche Wege er wählt und was er aus der Wirklichkeit macht. Es waren wiederum nur Einzelheiten — denn wer könnte auf einigen wenigen Seiten

mehr als Einzelheiten bieten? —, aber diese Einzelheiten genügen, um ein Gesamturteil zu begründen. Inwiefern?

Ein Physiker kann aus wenigen Bruchstücken eines Spiegels schon mit Sicherheit schließen, ob der Spiegel ein Planspiegel, ein Konvex- oder Konkavspiegel war, das heißt, ob dieser Spiegel seinen Gegenstand naturgetreu oder verzerrt wiedergab. Er braucht dazu nicht den ganzen Spiegel, es genügt ihm, die Flächen der Bruchstücke zu untersuchen, um ein fehlerfreies Ergebnis zu gewinnen. Ähnlich bei einem Geschichtswerk: es genügt, die Methode, die Quellenauswahl, die Wirklichkeitserfassung an einigen bezeichnenden Bruchstücken zu untersuchen, und man weiß, ob die Darstellung naturgetreu oder verzerrt ist. Die Anwendung auf Rosenberg bleibt jedem überlassen.

Nun aber das weitere: Rosenbergs Grundthese ist, wie ich in meiner Broschüre schrieb, der Mythos von der guten und der bösen Rasse, von den nordischen Rasseengeln und den gegennordischen Rasseteufeln — in der Anwendung auf Kirche und Christentum: ihre Gleichsetzung mit der bösen Rasse, den Rasseteufeln. Soll diese ungeheure Entdeckung des 20. Jahrhunderts nicht einfach ein Zwangsglaubenssatz bleiben, so muß sie dem Menschen des 20. Jahrhunderts, der ja auch nach Rosenberg sehr kritisch veranlagt ist, doch wohl bewiesen werden. Wenn nun aus dem Beweisgang ein Beweis nach dem andern herausbröckelt, so heißt doch wohl die Zumutung, den Glauben an die Behauptung trotz allem aufrecht zu erhalten, dasselbe wie annehmen, daß eine Bedachung auch dann noch unbedenklich gesichert ist, wenn man Stein um Stein aus dem Fundament weggebrochen hat. Die Festigkeit eines Daches, das frei in der Luft schwebt, wäre sicher ein vollendetes Wunder — und Rosenberg weist jedes Wunder bekanntlich weit von sich.

Nun hat Rosenberg allerdings den Eindruck, es sei der Kritik „nicht einmal eine weniger entscheidende Stelle zu widerlegen gelungen, geschweige denn, daß auch nur eine einzige zentrale Behauptung erschüttert werden konnte“⁶⁶. Andere sind zu einem ganz entgegengesetzten Eindruck gekommen; ein Schiedsrichter ist nicht da. Es bleibt also wohl nichts übrig, als daß man den ganzen Streit ruhen läßt und sich damit abfindet, daß in Deutschland zwei Menschenklassen nebeneinander wohnen, von denen die eine den Eindruck Rosenbergs teilt, während die andere diesen Eindruck nun einmal nicht zu teilen vermag. Nachdem übrigens Rosenberg selbst wiederum ausdrücklich erklärt hat, sein „Mythus“ sei nicht für wirklich gläubige Katholiken bestimmt und solle von ihnen nicht gelesen werden, stehe ich nicht an, ebenso offen zu erklären, daß meine Broschüre und diese neue Stellungnahme auch nicht für die „gläubige Anhängerschaft“⁶ des „Mythus“ geschrieben ist, sondern einzig für die Anhängerschaft des alten, längst überlebten Christentums, das nun bald zweitausend Jahre jung ist.

Ist aber dieser unbelehrbare, unbekehrbare Teil der Nation eine „Minderheit“? Rosenberg ist es, der, zu den Katholiken gewendet, diesen mit so viel Groll und Bitterkeit belasteten Begriff unserer Tage in den Streit wirft, wohl ohne sich der vollen Tragweite der Anwendung dieses Wortes

auf stammesgleiche Volksgenossen bewußt zu sein. Rosenberg stellt die Sache in seiner Broschüre so hin, als ob allein eine kleine katholische Minderheit, der man demgemäß ihr Minderheitsverhältnis nachdrücklich zum Bewußtsein zu bringen habe¹⁰³, sein Werk bekämpfe. Wie steht es wiederum mit der Wirklichkeit? Tatsache ist, daß sein „Mythus“, man kann sagen vom gesamten gott- und christusgläubigen Protestantismus ebenso abgelehnt wird wie von uns Katholiken. In Artikeln, in Kleinschriften — von denen allein ich mühelos ein gutes Dutzend aufzählen könnte —, in Büchern, Reden und Predigten kämpft der positiv gläubige Protestantismus in grundsätzlich der gleichen Weise wie der katholische Volksteil gegen Rosenbergs verfehlte religiöse Thesen, und zwar in Ausdrücken, die an Schärfe die katholische Stellungnahme noch bedeutend übertreffen. Da Rosenberg diesbezügliche Zitate von vornherein als Pastorengezänk zurückweisen wird, genüge es, aus der besten, umfassendsten und wissenschaftlich hochstehenden Gegenschrift von protestantischer Seite, „Antwort auf den Mythus“ von W. Künneth, einige entscheidende Sätze herauszuheben*: Nach ihm handelt es sich in den Urteilen Rosenbergs um eine „totale Verkehrung der christlichen Aussagen“ (134); seine Anschauungen sind „keineswegs ‚noch christlich‘“, sondern „eine vollständige Verkehrung der christlichen Wahrheit“ (144); es gibt ihnen gegenüber, wie er immer wieder schreibt, nur „totale Ablehnung“ und ein „eindeutiges Nein“ (77 74 209). Nach Künneth „kann gerade auch auf kirchengeschichtlichem Gebiete der Nachweis geführt werden, daß die irrigen Voraussetzungen der mythischen Weltanschauung nicht zur Erkenntnis der kirchengeschichtlichen Wirklichkeit, sondern lediglich zu einer Unzahl geschichtlicher Irrtümer führen“ (147). Also von unabhängiger protestantischer Seite genau dasselbe Urteil, das auf diesen Blättern von geistesgeknachteter, entwurzelter, anmaßender jesuitischer Seite abgegeben wurde.

Mehr noch: Künneth schreibt von der tiefgehenden Spaltung, die durch die religiösen Anschauungen des „Mythus“ ins deutsche Volk hineingetragen werde, von der Auslösung eines Geisteskampfes „mit den gewaltigsten Erschütterungen, die Rosenberg schwerlich im Interesse des Volkes

* Antwort auf den Mythus. Die Entscheidung zwischen dem nordischen Mythus und dem biblischen Christus. Von Lic. Dr. Walter Künneth, 8^o (216 S.) Berlin 1935, Wichern-Verlag. Geb. M 4.50. Vom protestantischen Standpunkt aus, der sich begreiflicherweise besonders in den kirchengeschichtlichen Partien geltend macht, gibt das Werk eine vornehme und eindringliche Kritik des „Mythus“, in der auch der Katholik wertvolle Gedanken finden wird. Unverständlich bleibt, wie man in Rosenbergs Lob Luthers die totale Herabwürdigung des Christlichen in Luther durch den „Mythus“ auch nur einen Augenblick übersehen kann. — Ganz dieselbe grundsätzliche Ablehnung des „Mythus“ im religiösen Bereich findet sich in dem soeben erschienenen Werk von Rudolf Homann, Der Mythus und das Evangelium, Die evangelische Kirche in Abwehr und Angriff gegenüber dem Mythus des 20. Jahrhunderts von Alfred Rosenberg (216 S., Witten 1935, M 3.—). Das Werk, das auch die „Dunkelmänner“ bereits mitberücksichtigt, enthält von ausgesprochen protestantischem Standpunkt aus Sätze, die der Katholik nicht unterschreiben kann, empfiehlt sich jedoch durch die ungemein ausgiebige Darstellung und systematische Zusammenfassung der einschlägigen Texte des „Mythus“.

wünscht“ (74). Genau das gleiche schrieb auch ich, mit dem Erfolg, daß Rosenberg mir als Mitglied eines Kampfordens jedes Recht absprach, für die Einheit im deutschen Volkskörper und gegen seine Zerklüftung von solchen Ausmaßen zu sprechen.

Dazu ist nun Folgendes zu sagen: Da es Rosenberg doch aufrichtig ernst ist mit der deutschen Einheit, dann wird er jede Aufforderung dazu begrüßen, gleichviel von welcher Seite sie kommt; im Gegenteil, kommt sie von einer Seite, von der er es nicht erwartete, so sollte er sich um so mehr darüber freuen. Zweitens: ich kann nun einmal mit dem besten Willen Rosenberg nicht die Vollmacht zubilligen, mir das Recht abzusprechen, „im Namen“, d. h. für die deutsche Einheit zu sprechen. Ich bin mindestens von derselben uralt-bayrischen Abstammung wie der von ihm bevorzugte „fromme“, „altbayrische“ J. N. Sepp. Ich bin Frontkämpfer und habe zu der Zeit, wo Rosenberg in der Stille seines technischen Studiums zu Riga die ersten Gedanken zu seinem „Mythus“ konzipierte, an der Westfront mit dem Feind die eherne Sprache der Geschütze gesprochen. Wenn ich bei dieser Art männlich deutscher Aussprache nicht auf dem Feld der Ehre blieb, so verdanke ich das gewiß an letzter Stelle der Unbekümmertheit, mit der ich damals wie Tausende und Hunderttausende christgläubiger Kameraden neben mir das Leben für mein Vaterland einsetzte, einer Unbekümmertheit, die mir jetzt meinen Einsatz für den Glauben meiner Väter und für die Wahrheit diktiert. Es macht nebenbei bemerkt auf einen Kriegsteilnehmer nicht den Eindruck hervorragender Tapferkeit, wenn manche durch hundert Sicherungen gedeckte Journalisten vielleicht sehr jugendlichen Alters heute gegen die Anonymität der „Studien“verfasser wüten und im gleichen Atemzug in noch haßgeladeneren Ausdrücken losgehen gegen den, der als Einzelgänger offen und jedem sichtbar sich zur Entscheidung stellt. Ich habe übrigens meine Kritik an Rosenberg ohne jede, auch die leiseste Anregung oder Aufforderung von irgend einer Seite rein aus eigenem Antrieb geschrieben und weise insbesondere die Unterstellung, irgend welche politische Absichten dabei verfolgt zu haben, mit der äußersten Schärfe zurück. Wenn Rosenberg auf den wenigen mir gewidmeten Seiten seiner Broschüre praktisch ohne jede Auseinandersetzung mit mir sich nur in politischen, geschichtlichen usw. Anklagen allgemeinsten Natur ergeht, so fehlt mir für seine geheimnisvollen Andeutungen und Drohungen jedes Verständnis. Rosenberg weise mir auch nur die leisteste politische Bindung, Verbindung oder Betätigung nach, und ich werde nie mehr eine Zeile schreiben. Er gibt mir die unverdiente Ehre, mich einen „führenden Jesuit“ zu nennen; so stelle ich denn als „führender Jesuit“ fest, daß mein Orden nie auch nur die entfernteste Zumutung politischer, geschweige denn vaterlandsfeindlicher Betätigung an mich gestellt hat. Ich wurde nie und nirgends, auch im Ausland nicht, gehindert, mein Deutschtum auch innerhalb des Ordens klar und bewußt zu vertreten, wie ich auch nie und nirgends gehindert wurde, die echte, lautere Liebe zu denen, die mir das Leben gaben, zu pflegen, wie es von anderer Seite mit völlig unnötiger Entrüstung dem Jesuitenorden vorgeworfen wird. Daß ich durch meine konvertierte Mutter in die

friedlichste Beziehung zu einer großen protestantischen Verwandtschaft kam, sei nur deshalb erwähnt, weil sich daraus ersehen läßt, wie sehr ich zu „konfessioneller Verhetzung“ neigen mag und wie notwendig es ist, den auch durch mich „gestörten konfessionellen Frieden zu sichern“¹⁰⁴. Nicht einmal das eine Stammesrecht wurde mir im Orden genommen, einmal, wenn es sein muß, echt altbayrisch grob zu werden (Rosenberg kennt uns Bayern zu wenig, sonst wüßte er, daß wir den Vorwurf der Grobheit nicht als „Beschimpfung“²⁷, sondern als Schmeichelei an unsere Stammeschwäche auffassen).

Rosenberg schreibt von seinem Kampf gegen den Kommunismus, und daß er dabei einmal — beinahe — verhaftet worden wäre⁹⁵. Auch hier darf ich mich ganz bescheiden zu Worte melden: Ich habe im Abwehrkampf gegen die kommunistische antireligiöse Bewegung mit in der vordersten Front gestanden, bin in Berlin den Kommunisten bis in ihre Schlupfwinkel nachgegangen, um sie aus der Nähe kennen zu lernen — daß ich nicht mit Revolver und Gummiknüppel auszog, wird man mir als Priester vielleicht nachsehen. Füge ich hinzu, daß ich in der Kampfzeit so manchem ehrlich suchenden Nationalsozialisten seelsorglich mit Rat und Tat geholfen habe, so ist das Bild dieses finsternen, undeutschen, mit nicht zu überbietender Anmaßung auftretenden Jesuiten, soweit es hier dienlich ist, vollständig. Und zugleich erklärt, weshalb ich es trotz allem noch wage, als Deutscher in Deutschland mitzureden.

Doch nun abschließend zurück zu Rosenberg. W. Stapel hat in einem sonst sehr anfechtbaren Artikel seiner Zeitschrift „Deutsches Volkstum“ (Mai 1935, „Mythos oder Ethos?“) die richtige Erklärung für die Eigenart der Rosenbergschen Geschichtsdarstellung gegeben: Rosenberg ist Polemiker, sein Werk ist „ein Kampfbuch, polemisch von der ersten bis zur letzten Zeile... Hier wird ganz offen gehaßt, hier wird mit dem Willen zur Vernichtung des Gegners auf die empfindlichsten Stellen losgeschlagen“, hier wird, so kann man hinzusetzen, Geschichte gemacht ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit, nur mit dem einen Ziel, den „Gegner“ zu „erledigen“, gleichviel mit welchen Waffen, gleichviel mit welchem Ergebnis am Ende. Polemik ist immer in Gefahr, die Wirklichkeit zu vergewaltigen — die Polemik Rosenbergs ist dieser Gefahr restlos erlegen.

Der hemmungslose Gebrauch der polemischen Waffe, wie er sich auch in den „Dunkelmännern“ wieder zeigt, hat seinen großen Vorteil: der Angriff scheint dem ahnungslosen Volksgenossen mit der Gewalt einer Springflut hereinzubrechen und siegreich alles „Gegnerische“ unter sich zu begraben. Er hat aber auch seine große Schwäche: „Das Hartnäckigste, was es auf dieser Welt gibt, sind die Tatsachen...“ Sie bleiben stehen wie die Felsen in der Flut und stehen noch, wenn die Wellen der Zeit sich längst wieder verlaufen haben.

Das ist auch die Ruhe der Kirche und ihres Christentums: sie steht seit ihren zweitausend Jahren nicht auf Schwindel, wie Rosenberg in seiner neuen Geschichtsauffassung glaubt, nicht auf Lug und Trug und Nebel und Nichts — wenn ihr auch Menschliches nicht fremd blieb (sie hat dafür

gebüßt und büßt es heute noch wie keine andere menschliche Gemeinschaft!) —, sondern sie steht auf urgewaltigen Tatsachen, für die Rosenberg allerdings kein Auge hat. Was auf Nebel steht, vergeht mit dem Nebel — und Nebel pflegen keine zwei Jahrtausende zu bleiben. Die Kirche aber steht heute wie je. Zwar hat man sie seit wenigstens vierhundert Jahren jedes Jahrhundert mindestens einmal allen Ernstes totgesagt — aber sie lebt. Die sie totsagten, sind ins Grab gestiegen — sie aber lebt. Denn sie ist auf Tatsachen gegründet, auf gottgesetzte Tatsachen.

Und nicht die Mythen, sondern die Tatsachen allein sind ewig.

Rationale oder irrationale Weltanschauung

Von Joseph de Vries S. J.

Vor einiger Zeit haben wir in dieser Zeitschrift Fragen der Wissenschafts- und Weltanschauungslehre erörtert, die durch die rassisch-völkische Bedingtheit menschlichen Denkens und Fühlens aufgegeben werden.¹ Wir mußten uns dabei entschieden gegen den weltanschaulichen und wissenschaftlichen Relativismus wenden, der aus einer einseitigen Betrachtung dieser Bedingtheit verschiedentlich gefolgert wird. Indem wir die philosophischen Grundlagen dieses Relativismus aufzudecken suchten, fanden wir als eine der wichtigsten und folgenschwersten Voraussetzungen die Überzeugung vom „irrationalen“ Charakter aller „Wertungen“. In der Tat, wenn einerseits Weltanschauung eine Sinndeutung des Weltganzen, die Festsetzung eines Höchstwertes ist, andererseits alle Wertung aus den irrationalen Tiefenschichten des Lebens hervorgeht, dann ist klar, daß alle Weltanschauung irrational ist und je nach der Verschiedenheit der Lebensstimmung verschieden sein muß. Und weiter ergibt sich dann, daß auch die Wissenschaft, insoweit sie von weltanschaulichen Voraussetzungen abhängt, an der Relativität der Weltanschauung teilnimmt.

Diese Auffassungen, soweit sie sich auf Ursprung und Geltung der Weltanschauung beziehen, wurden schon von Dilthey ganz klar ausgesprochen². Letzte Wurzel der Weltanschauung ist ihm „das Leben“, die „Lebensstimmung“. Aus der vorherrschenden Lebensstimmung heraus werden die Fragen nach Bedeutung und Sinn der Welt entschieden und hieraus Ideal, höchstes Gut, oberste Grundsätze für die Lebensführung abgeleitet. Auch auf den Einfluß der Rasse bei der Entstehung der Weltanschauungen weist Dilthey hin. Neu scheint in den heutigen Auffassungen nur zu sein, daß gerade der rassischen Eigenart der entscheidende Einfluß zugeschrieben wird.

Daß diese Theorie den Einfluß der Rasse auf die Gestaltung der Weltanschauung in einseitiger Weise übertreibt, ist schon von berufenster

¹ „Wissenschaft, Weltanschauung, Wahrheit“: in dieser Zeitschrift, Mai 1935, 93—105.

² Die Typen der Weltanschauung, in: Gesammelte Schriften, 8. Bd., bes. S. 78—87.